



Bernhard Kathan

»... alles eine Fortsetzung von Dachau und Mauthausen?«

**Die Briefe des österreichischen
Publizisten Nikolaus Hovorka**

Bernhard Kathan

**»... alles eine Fortsetzung von
Dachau und Mauthausen?«**

**Die Briefe des österreichischen
Publizisten Nikolaus Hovorka**

Bernhard Kathan

**»... alles eine Fortsetzung von
Dachau und Mauthausen?«**

**Die Briefe des österreichischen
Publizisten Nikolaus Hovorka**

**Mauthausen-Studien
Schriftenreihe der KZ-Gedenkstätte Mauthausen
Band 12**

Zitiervorschlag:

Bernhard Kathan: »... alles eine Fortsetzung von Dachau und Mauthausen?« Die Briefe des österreichischen Publizisten Nikolaus Hovorka (Wien 2018) [Seite]

Mauthausen-Studien
Schriftenreihe der KZ-Gedenkstätte Mauthausen
Band 12

Herausgeber

KZ-Gedenkstätte Mauthausen

Mitherausgeber der Schriftenreihe

Christian Dürr, Gregor Holzinger, Katharina Kniefacz, Andreas Kranebitter, Ralf Lechner

Lektorat dieses Bandes

Astrid Tautscher

Redaktion

Gregor Holzinger

Grafisches Konzept des Covers

Rainer Dempf

Titelbild

„Hauptpl[atz] in Kirowograd mit Galgen.“ Sommer 1943.

Sämtliche Bilder in diesem Band wurden, wenn nicht anders angegeben, von Anny Hovorka zur Verfügung gestellt.

Satz

Peter Sachartschenko

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages oder der Autoren/Autorinnen reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© 2018 by new academic press, Wien
www.newacademicpress.at

ISBN: 978-3-7003-2079-1

Druck
CPI Direct.de

Inhalt

Vorwort	7
Vom KZ-Häftling zum Wehrmachtssoldaten: Nikolaus Hovorka – eine außergewöhnliche Biografie. Eine Einleitung.	13
1. ICH SAH NUR NOCH IHRE ARMSELIGEN SCHUHE.	19
2. BIST DU BEREIT, MEINE BRIEFE INS REINE ZU SCHREIBEN?	25
3. UNVERÄNDERT WOHLAUF	31
4. ES IST BESSER, NICHTS ZU SAGEN, ALS EIN WORT ZU VIEL.	43
5. WIEDERSICHTBARMACHUNG VERLÖSCHTER SCHRIFTZEICHEN	53
6. „JUDE“. ROT UNTERSTRICHEN.	60
7. ECHTE, PHRASENLOSE KAMERADSCHAFT	69
8. NUR AUF OTTILIE KANNST DU GANZ VERTRAUEN	76
9. VON DER WEHRMACHT NACH RUSSLAND VERSCHLEPPT	85
10. NICHT AUF MENSCHEN SCHIESSEN	90
11. I.C., DAS HEISST INTRAKARDIAL, ALSO DIREKT INS HERZ.	93
12. EIN SCHWACHER MENSCH BIS ZUR LÄCHERLICHKEIT	99
13. STATT KERZEN SAGE PFERDEBÜRSTEN.	110
14. ES IST GANZ MERKWÜRDIG, IN EINE ÄHNLICHE LAGE ZU KOMMEN, NUR UMGEKEHRT	113
15. MEHR EIN KÄMPFENDER HAUFEN ALS EIN LAZARETT	117
16. SIE HAT MIR GESTERN DIE SOCKEN GESTOPFT.	122
17. OB MAN SIE ERSCHOSSEN HAT. WER WEISS ES?	128
18. DIESER JUNGE ATMENDE LEIB IST ALSO DEM TOD GEWEIHT	135
19. ANDERE, SOZUSAGEN FARBIGERE METHODEN	140
20. ANTISEMITISMUS = NATIONALSOZIALISMUS	148
21. OH, WIE ICH DIESE MASSE MÄNNER VERABSCHUE.	157
22. FÜNF DÖRFER, HUNDERTE VON HÄUSERN.	166
23. MAN KANN SICH NUR VORTASTEN DURCH DEN SCHLAMM	175

24. ICH HABE IMMER ETWAS FÜRS THEATER ÜBER GEHABT	180
25. SO GROTESK ES KLINGT, ICH HABE MANCHMAL HEIMWEH NACH MAUTHAUSEN	185
26. WIE HIESS DER PUTZ VON AUFSEHERIN PETYREK?	189
27. IM REVIER HATTE ICH MEINE LEUTE, DIE MIR DIE SCHUHE PUTZTEN	196
28. DEN PATIENTEN AUCH SEELISCH GANZ IN SEINEN BANN BEKOMMEN	203
29. EIN FALL FÜR GUGGING.	208
30. GANZ DER STIL DER SS	216
31. ER IST DOCH VIEL ZU ZART UND SCHWACH	221
32. EIN TAUSENDGULDENSCHUSS	225
33. WAS IST DER SINN DES KRIEGES?	230
34. DASS ICH AUF DIE KRONE DES SIEGES NICHT VERZICHTEN WILL	234
35. SO LAG ICH AUF DEM BAUCH UNTER DEM BETT	242
36. SO LIEBEN DIE DEUTSCHEN LANDSER DIE UKRAINISCHEN MÄDCHEN	247
37. IN DAS MITTLERE FACH STELLTE ICH ZWEI WASCHBECKEN	251
38. DAS WÄRE DOCH NUR EINE ONANIERMASCHINE.	255
39. HIER HABE ICH DICH DAS ERSTE MAL GEKÜSST	264
40. TOTVÖGELN UND VERBRENNEN	269
41. ES KÖNNTE EIN SCHÖNES BUCH WERDEN.	274
42. SOLLTE DIR ABER ETWAS PASSIEREN	277
43. MEIN HERZ MÖCHTE SPRECHEN UND MUSS DOCH STUMM BLEIBEN	283
44. EINE REICHE, EDLE SEELE, RAUHE SCHALE	295
45. LASST MICH IN FRIEDEN AUS DER PARTEI SCHEIDEN	309
46. DEN PARTISANEN LOHNTE SICH DAS RISIKO NICHT.	320
47. DIE EIGENTLICHE, DIE GRÖSSTE SCHULD DES ANGEKLAGTEN.	329
48. ALS HELFER UND TRÖSTER IN DER NOT	341
49. HABE ICH NICHT DIE GEPFLEGT, DIE MICH UND MEINE KAMERADEN QUÄLTEN?	353
50. DASS MIR NICHTS VERBLASSE, SONDERN DIE BLUTROTE FARBE BEHÄLT	360
DANK	369

Vorwort

Wir erleben heute einen besorgniserregenden Rechtsruck. Längst überwunden gelaubte „Lösungen“ scheinen wieder normal zu werden, dies aller Erinnerungsarbeit zum Trotz, die von Zeitzeugen, Überlebenden, Historikern, Schriftstellern, Künstlern und vielen anderen in den letzten Jahrzehnten geleistet wurde. In Sonntagsreden können Politiker von sich behaupten, Gegner des Antisemitismus zu sein oder totalitäre Systeme abzulehnen, während sie sich gleichzeitig einer Sprache bedienen, die immer wieder an die NS-Zeit denken lässt; sie können Menschenrechte in Frage stellen, Ängste und Resentiments schüren, Menschen einer bestimmten ethnischen Zugehörigkeit oder Religion gegenüber Stereotypen gebrauchen, die oft genug dem Antisemitismus entlehnt sind. Es ist anzunehmen, dass sich keiner von ihnen je ernsthaft mit der eigenen Familiengeschichte auseinandergesetzt hat.

Im Rahmen eines Kunstprojektes mit dem Titel „Erzählen Sie mir die Kriegserlebnisse Ihres Vaters oder Großvaters“ habe ich mich damit beschäftigt, wie in Familien Erfahrungen der NS-Zeit tradiert werden. Wer immer sich auf eine solche Auseinandersetzung einlässt, der wird vieles anders sehen. Das kann schmerzlich, aber auch befreiend sein. Dabei denke ich nicht nur an Menschen, die aus dezidierten Täterfamilien stammen. Oft genug hört man, jetzt müsse doch endlich Schluss sein mit der Vergangenheit. Aber die Vergangenheit kann man erst dann hinter sich lassen, wenn man sich mit ihr beschäftigt hat, und das bedeutet, nicht nur nach Bestätigungen der eigenen Weltansicht zu suchen. Der entscheidende Schlüssel für eine solche Auseinandersetzung findet sich meines Erachtens in der Beschäftigung mit der eigenen Familiengeschichte.

Die meisten, die mir von den Kriegserlebnissen ihres Vaters oder Großvaters erzählten, erwarteten von mir eine Entlastung. Der Vater oder Großvater hätte sich nicht anders verhalten können, er sei ein Nazi-Gegner gewesen, er habe im Krieg Panzer repariert oder in Finnland nur Bilder gemalt. Blieb es bei diesen Erzählungen, endeten die Gespräche – trotz aller Regeln, an die ich mich dabei hielt – über kurz oder lang im Anekdotischen oder in moralischen Rechtfertigungen. Und wie mir bald klar wurde, hatte ich es nicht mit Erzählungen im eigentlichen Sinn zu tun, eher mit Fragmenten oder Bruchstücken, die Setzkästen entnommen schienen. Nur zu schnell wurde allgemein über den Krieg oder die NS-Zeit gesprochen, wodurch alle Fragen, die auftauchen hätten können, in einem indifferenten oder nebulösen Raum untergingen.

Anders verhielt es sich, waren Kriegstagebücher, Feldpostbriefe oder andere persönliche Dokumente der jeweiligen Väter oder Großväter verfügbar. Auch wenn in solchen Schriftstücken vieles ausgeblendet bleibt, so geben sie doch Aufschluss über Denkmuster und Verhaltensweisen. Bei genauerer Lektüre stehen solche Dokumente oft genug im

Widerspruch zu den in der Familie tradierten Erzählungen, die in den dazwischenliegenden Jahrzehnten zwangsläufig einen grundlegenden Bedeutungswandel erfahren haben, musste doch das Erzählte in Übereinstimmung mit der allgemeinen Kenntnis über Kriegsverbrechen, Verfolgung und Vernichtung gebracht werden. Hat man es mit damals entstandenen Schriftstücken zu tun, dann können Widersprüche zwischen heutiger Darstellung und damaligem Verhalten offen zu Tage treten. So kann sich ein als Gegner der Hitlerdiktatur beschriebener Vater aus Angst, am „großen Krieg des glorreichen deutschen Volkes mit all seinen Erfolgen nicht mehr teilnehmen zu können“, freiwillig für den Kriegsdienst gemeldet haben.

Es wurden mir eine Reihe von „Kriegserinnerungen“ zugeschickt, in denen sich Söhne, Töchter oder Enkelkinder ausgehend von Feldpostbriefen, Kriegstagebüchern oder nachträglichen Kriegserinnerungen mit den Kriegserfahrungen ihres Vaters oder Großvaters beschäftigt haben. Einem dieser Berichte ist vorangestellt, in diesem „Tatsachenbericht“ gehe es nicht um Heldentaten, sondern darum, den Nachkommen „vor Augen zu führen, welch Wahnsinn ein Krieg ist und welches Leid er nach sich zieht“¹. Es gibt sogar einen Dokumentarfilm, in dem der Vater als Zeitzeuge und Kriegsgegner zu sehen ist. Beim Lesen irritierte mich die ungebrochene Beibehaltung des Wehrmachtvokabulars ebenso wie die ausführliche Beschreibung von Waffensystemen und militärstrategischen Fragen. Unübersehbar wurde, um das Bild des Vaters nicht zu beschädigen, vieles geschönt oder weggelassen, vielleicht auch nur „übersehen“. Um ein Beispiel zu erwähnen: Als letzte Stellungen werden das „geräumte“ KZ Sachsenhausen sowie der „Raum Kremmen und Neuruppin (Ende April 1945)“² angeführt. Als sowjetische und polnische Truppen das Hauptlager am 22. und 23. April befreiten, befanden sich dort noch etwa 3000 Kranke, Ärzte und Pfleger. Von einem „geräumten“ Lager kann also nicht die Rede sein. Undenkbar, dass der Vater damals nichts von den Todesmärschen bemerkt hat. Brachte ich bezüglich solcher „Kriegserinnerungen“ dieses oder jenes zur Sprache, kam es zumeist nach kürzester Zeit zu einem Kontaktabbruch – verständlich, wäre doch sonst das Bild des idealisierten Vaters aus den Fugen geraten. Es ist eben schwierig, die Erinnerung an den „liebenden Familienmenschen“ mit Tagebucheinträgen in Einklang zu bringen, in denen etwa zu lesen ist: „Da schreit Lins Baumschützen! Tatsächlich auf den Bäumen vor uns gut getarnt sitzen diese Hunde. Wir beobachten fleissig u. holen mit unseren Stutzen diese Kerle herunter. Wie die Mehlsäcke kommen sie herunter. Einige haben sich droben aufgehängt. [...] Wir stellen die Reste des fliehenden Feindes u. schiessen sie wie die Hasen in einem Kessel ab.“³

Mehrfach zog auch ich mich zurück. So meinte etwa einer der Besucher – er unterrichtet Geschichte und schreibt an einem Landser-Roman –, ihm sei es ein Anliegen, das „falsche“ Bild der Wehrmacht richtigzustellen. In einem seiner Briefe beklagte er sich bit-

1 Kriegserinnerungen Hans L., Privataarchiv des Autors, S. 5.

2 Ebd. S. 71.

3 Kriegserinnerungen Peter S., Privataarchiv des Autors, S. 24.

terlich über die letzten Zeitzeugen, die „in riesigen Theatern“ ihre „schauerhaften Erzählungen“ darböten, während das alles doch „millionenfach in gut verkäuflichen Büchern“ beschrieben sei. Er könne es den Juden nicht verzeihen, dass sie sich zu Opfern gemacht hätten. Sie hätten sich, ohne Widerstand zu leisten, nackt vor Gräben gestellt, in denen schon viele erschossene Juden lagen, und sich einfach so erschießen lassen. Sie hätten nicht versucht, einem SS-Angehörigen die Waffe zu entreißen. Es war mir weder möglich, ihm das Abwegige eines solchen Gedankenganges zu vermitteln, noch auf seine Familiengeschichte oder die Kriegserfahrungen seines Vaters zurückzukommen. Dabei schien sich auf der latenten Ebene alles um sein Vaterbild zu drehen. Dafür sprach sein Zorn auf Frauen, insbesondere seine Mutter. Frauen seien ursächlich für den Krieg, also das barbarische Verhalten von Männern verantwortlich. All das bildete ein so hermetisches System, dass mir jede weitere Unterhaltung sinnlos erschien. Einer der Besucher wurde nicht müde, die Kriegsverbrechen der Alliierten anzuklagen, ein anderer war davon überzeugt, dass der Holocaust von den Amerikanern inszeniert worden sei. Da es in diesen wie anderen Fällen unmöglich war, etwas darüber zu erfahren, wie in der Familie über den Krieg oder die NS-Zeit gesprochen wurde, machte eine weitere Unterhaltung oder ein neuerliches Treffen keinen Sinn.

Einige, die Kontakt mit mir aufnahmen, ließen sich auf eine längere auf den Vater bezogene Auseinandersetzung ein, wobei ich bemüht war, keine moralisierende Haltung einzunehmen und die einzelnen Schritte meinen Gesprächspartnern zu überlassen. Es galt das nicht Gewusste, aber doch Gewusste zur Sprache zu bringen. Das ist nur möglich in der Interaktion. Hätte ich im Sinne von Zeitgeschichtlern gearbeitet, ich wäre zwangsläufig in die „Russlandfalle“ getappt, hätte also im Dienste der Konfliktabwehr gearbeitet, letztlich Familienmythen in einem entlastenden Sinn bestätigt. Das erwarteten nahezu alle von mir, die mit mir Kontakt aufnahmen. Auch wenn das Zeitgeschichtliche sehr wichtig war, mein Zugang war nicht der eines Historikers, standen doch Konflikte und deren Bewältigung im Vordergrund, und zwar nicht nur jene der Eltern- oder Großelterngeneration, sondern auch die meiner Interaktionspartner, die sich, so sie sich auf eine wirkliche Auseinandersetzung einließen, mit vielfältigsten Widersprüchen beschäftigen mussten. Um Kriegserfahrungen an sich ging es nicht, sondern stets um deren familiengeschichtliche Deutung und Erzählung, bildet doch die Gegenwart den Referenzrahmen der Vergangenheit. Die Beschäftigung mit Kriegsereignissen oder dem Kriegsverlauf war nur dort von Bedeutung, wo dies für das Verständnis für ein bestimmtes Verhalten notwendig war.

Unter all diesen Geschichten habe ich mich am intensivsten mit den Feldpostbriefen des österreichischen Publizisten Nikolaus Hovorka beschäftigt. Im Gegensatz zu den meisten Feldpostbriefen und Kriegstagebüchern, durch die ich mich geackert habe, sind seine Briefe von großer szenischer Dichte. Ich wusste zwar von Beginn an, dass Hovorka mehr als vier Jahre in Dachau und Mauthausen interniert war, ehe er in die Wehrmacht entlassen wurde; dass seine Feldpostbriefe eine wichtige Quelle zu Lagererfahrungen darstellen, wurde mir allerdings erst allmählich deutlich, zumal er in seinen Briefen dar-

über meist nur indirekt oder in einem vergleichenden Sinn schreibt. Tatsächlich lässt sich aus seinem Verhalten bei der Wehrmacht auf jene Strategien schließen, die ihm in Dachau und Mauthausen zu überleben halfen. Es finden sich darin viele Hinweise zum SS-Revier in Mauthausen oder zur Stellung der Prominenten im KZ-System.

Dass es mir möglich war, überhaupt so lange daran zu arbeiten, verdankt sich vor allem Anny Hovorka, die mir die Feldpostbriefe ihres Vaters anvertraute und diese einer distanziernten äußeren Betrachtung überließ. Während der Arbeit an den Briefen tauchte manches auf, worüber ihr Vater nie gesprochen hat. Das gilt etwa für seine Stellung im SS-Revier. Mochte er auch, so wie von ihm erzählt, Häftlingen das Leben gerettet haben, so war er doch dort als Masseur für das körperliche und seelische Wohlbefinden „höherer Führer“ zuständig. Anny Hovorka ließ mir immer wieder Material zukommen, das zunehmend deutlicher machte, dass Hovorka in Mauthausen nicht nur – wie in der Familie tradiert – Opfer war, sondern, und das gilt wohl für die meisten, die aus den Lagern in die Wehrmacht entlassen wurden, um zu überleben, auch die Nähe zu den Tätern gesucht hat.

Obwohl ich Hovorka nie als Täter im eigentlichen Sinn betrachtete – dafür war seine Zwangslage viel zu erdrückend –, müssen viele der Fragen, die sich stellten, für Anny Hovorka höchst irritierend gewesen sein: „Was Sie in ‚Vor der Arbeit ein frisches Hemd anziehen‘ schildern, kann ich gut verstehen. Sie beantworten damit eine Frage, die ich schon lange an Sie richten möchte. Wie kommen Sie damit zurecht, sich so intensiv mit Krieg und NS-Zeit zu beschäftigen, noch dazu, wenn es um für Sie fremde Menschen geht. Nach intensiver Auseinandersetzung mit den Themen rund um meinen Vater, kommt immer wieder eine Phase der Abneigung gegen das alles und die Frage, ‚warum habe ich nur damit angefangen?‘ Wenn ich eingetaucht bin in die Welt meines Vaters, passiert es, dass mir meine eigene Realität fremd wird, dass ich sie als lästig empfinde. Es ist mir, als würde ich in der damaligen Zeit leben. Dann ist es höchste Zeit, mich etwas ganz Anderem zu widmen.“⁴

Mehrfach dachte ich daran, das Projekt abubrechen, und ich fragte mich manchmal, ob es gut sei, Unruhe in das Leben eines anderen Menschen zu bringen. Schlag ich dies vor, so ermunterte mich Anny Hovorka stets weiterzumachen, und dies ohne mich zu drängen, die Geschichte ihres Vaters im Sinne einer Familiengeschichte zu erzählen, was es mir erst möglich machte, hinter dem Individuellen das Allgemeine zu sehen, etwa die moralischen Konflikte, in die viele Funktionshäftlinge zwangsläufig gerieten. Manches lässt sich durchaus generalisieren, wie Hovorka auch für die vielen steht, die aus den Lagern in die Wehrmacht entlassen wurden, also von der Opfer- auf die Täterseite wechselten, wozu es bislang, das gilt insbesondere für die politisch Verfolgten, kaum Untersuchungen gibt.

Während der Arbeit an diesem Text musste ich oft an Plutarchs Worte denken, die er seinem Theseus vorangestellt hat. Plutarch kommt dabei auf die Gelehrten zu sprechen.

4 Anny Hovorka an den Autor, 23.8.2016.

Bewegten sie sich an „den äußersten Rändern ihrer Karten“, also in Bereichen, die sich ihrer Kenntnis entzögen, die sich also nicht messen ließen, so sprächen sie von „wasserlosem Ödland voll wilder Tiere“, „unergründlichem Schlamm“ oder „gefrorenem Meer“. Auch mir fehlte es oft an „festem Boden“.⁵ Menschliche Erfahrungen sind zwangsläufig mit gewissen Unschärfen verbunden. Sie lassen sich keinesfalls objektiv messen, bestenfalls erklären oder deuten. Ist dies bereits allgemein festzuhalten, um wie vieles mehr muss dies gelten, wenn es um einen Häftling geht, der im SS-Revier von Mauthausen zu überleben suchte. Ließ sich auch vieles belegen und erklären, so blieb doch einiges an „unergründlichem Schlamm“, wie auch nicht unerwähnt bleiben soll, dass sich Plutarchs diesbezügliche Metaphorik auch in Hovorkas Feldpostbriefen findet. Womöglich wird weiteres Material auftauchen, wodurch sich das Puzzle korrigierend oder bestätigend erweitern wird.

Ich gehe zwar nicht im Detail darauf ein, aber die Beschäftigung mit Hovorka lohnte sich auch aus anderen Gründen. In seiner publizistischen Tätigkeit reflektieren sich vier Jahrzehnte österreichische Geschichte mit all ihren Brüchen und Verwerfungen, dies trotz des Umstands, dass ihm vom Nationalsozialismus sieben seiner besten Jahre geraubt wurden. Und angesichts der sogenannten „Flüchtlingskrise“ wäre daran zu erinnern, dass Hovorka davon überzeugt war, dass Gott nur ein Menschengeschlecht geschaffen habe. Zweifellos ließe ihn heute manches mit Schauern an die frühen Dreißigerjahre denken.

Bernhard Kathan, Oktober 2018

5 Plutarch: Grosse Griechen und Römer (Zürich 1970), S. 41.

Vom KZ-Häftling zum Wehrmachtssoldaten: Nikolaus Hovorka – eine außergewöhnliche Biografie. Eine Einleitung.

„Noch hat jeder Deutsche die F r e i h e i t, eine von der demokratischen Republik gewährte f o r m a l e, äußere Freiheit, den Nationalsozialismus zu bejahen oder zu verneinen; heute noch sind alle Formen politischer Stellungnahme möglich: von wütender, leidenschaftlicher Verneinung, tapferer, entschiedener Abwehr über laszives Geschehenlassen, trübseliges, fades Umstellen, geschäftige Anbiederung an neue Herren, bis zur Bejahung aus Verzweiflung über die fruchtlosen Bemühungen der Eigenen, bis zum grellen Kampfschrei der Träger dieser Bewegung selbst.“¹

Diese mahnenden Worte waren zum Zeitpunkt ihres Erscheinens im Februar 1932 brandaktuell: Im Jahr darauf waren die Nationalsozialisten in Deutschland an der Macht und unterbanden jegliche Möglichkeit freier Meinungsäußerung mit brutalsten Mitteln. Wenige Jahre später sollte der Verfasser dieser Sätze, Nikolaus Hovorka, den nationalsozialistischen Terror am eigenen Leib erfahren.

Nikolaus Hovorka, am 6. 12. 1901 im bosnischen Teslić geboren, wuchs in Wien und Gugging auf, wo sein Vater Oskar Hovorka ab 1908 als Primar und Leiter der „niederösterreichischen Landes-Heilanstalt für schwachsinnige und epileptische Kinder“ tätig war.² Nach Abschluss seiner Reifeprüfung im Jahr 1921 am Akademischen Gymnasium in Wien begann Hovorka an den Universitäten Wien, Paris und Berlin Geschichte, Philosophie, Biologie und Medizin zu studieren, schloss jedoch kein Studium ab.³ Hatte sich der Schüler Hovorka noch als Dramatiker betätigt – sein Einakter „Herr oder Sklave“ war 1920 im Volkstheater uraufgeführt worden⁴ –, wandte er sich als Student dem Journalismus und der Verlagsarbeit zu: Neben Artikeln, die er für Zeitungen und Zeitschriften verfasste, gab er ab 1924 für den Reinhold-Verlag verschiedene Publikationen wie den „Burgtheater-Almanach“⁵ und die Reihe „Kleine historische Monographien“ heraus, ab 1927 außerdem die monatlich erscheinende Zeitschrift „Berichte zur Kultur- und Zeitgeschichte“.

-
- 1 Nikolaus Hovorka (Hg.): Zwischenspiel Hitler: Ziele und Wirklichkeit des Nationalsozialismus [Sondernummer der Berichte zur Kultur- und Zeitgeschichte, VI. Band, Nr. 128–135] (Wien/Berlin 1932), S. 289.
 - 2 Vgl. Franz Planer (Hg.): Das Jahrbuch der Wiener Gesellschaft: Biographische Beiträge zur Wiener Zeitgeschichte (Wien 1929), S. 383.
 - 3 Vgl. Robert Winter: Das Akademische Gymnasium in Wien. Vergangenheit und Gegenwart (Wien u.a. 1996), S. 186.
 - 4 Vgl. Hermann A. L. Degener (Hg.): Wer ist's? Eine Sammlung von rund 18.000 Biographien mit Angaben über Herkunft, Familie, Lebenslauf, Veröffentlichungen und Werke, Lieblingsbeschäftigung, Mitgliedschaft bei Gesellschaften, Anschrift und anderen Mitteilungen von allgemeinem Interesse (Berlin 1935), S. 345.
 - 5 Nikolaus Hovorka (Hg.): Burgtheater-Almanach (Wien/Berlin 1925).

Am 14. Februar 1932 erschien eine Sondernummer der „Berichte“ mit dem Titel „Zwischenspiel Hitler: Ziele und Wirklichkeit des Nationalsozialismus“, die aufgrund ihres Erfolges später als eigenständige Publikation nachgedruckt wurde. Das Buch wurde breit rezipiert und diskutiert und erhielt durchwegs positive Rezensionen: So hieß es etwa in der „Reichspost“, das Buch sei „für alle, die sich über die Hitlerbewegung gründlich unterrichten wollen [...] ein wichtiger Behelf und Berater, Leitfaden und Handlanger.“⁶ In Deutschland wurden die „Berichte“, unmittelbar nachdem die Nationalsozialisten an die Macht gekommen waren, verboten – wenig überraschend, hatte doch Hovorka bereits im Vorwort zu „Zwischenspiel Hitler“ erklärt, die Redaktion der „Berichte“ lehne den Nationalsozialismus „mit aller Entschiedenheit grundsätzlich“⁷ ab.

Der Wegfall des deutschen Marktes brachte die „Berichte“ bzw. den Reinhold-Verlag in finanzielle Schwierigkeiten, weshalb Hovorka von März 1935 bis Oktober 1935 auch für die christlichsoziale „Reichspost“ als innenpolitischer Redakteur schrieb. Danach übernahm er bis zum März 1938 denselben Posten beim „Kleinen Blatt“, vormaliges sozialdemokratisches Sprachrohr, das ab 1933 unter ständestaatlicher „Vorzensur“ die Arbeiterschaft für den Austrofaschismus gewinnen sollte.⁸

Aus Sicht der Nationalsozialisten ist es nicht verwunderlich, dass Hovorka, der den Nationalsozialismus als „s e e l i s c h e E r k r a n k u n g des deutschen Volkes“⁹ beschrieb, am 18. 3. 1938, unmittelbar nach dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich, als „Staatsfeind“ verhaftet und in das KZ Dachau deportiert wurde. Am 28. 9. 1939 wurde er in das KZ Mauthausen überstellt, wo er zuerst im Steinbruch Wiener Graben Zwangsarbeit leisten musste, sich aber dann aufgrund seiner medizinischen Kenntnisse im Häftlingskrankenrevier als Laborant und Heilmasseur von SS-Angehörigen etablieren konnte.

Am 22. 7. 1942 wurde Hovorka aus der KZ-Haft entlassen und direkt in die Wehrmacht überstellt. Nach der Grundausbildung, die er in Eisenstadt absolvierte, war er als Angehöriger des Landeschützen-Bataillons 867 von November 1942 bis Jänner 1944 in der Ukraine stationiert. Nachdem er zunächst als Melder eingesetzt war, gelang es Hovorka, im April 1943 in ein Feldlazarett abgestellt zu werden, wo er dieselben Tätigkeiten wie in Mauthausen ausübte. Auch nach der Verlegung seiner Einheit nach Frankreich im März 1944 war er als Laborant in der Sanität tätig. Im Herbst 1944 trat seine Einheit infolge des raschen Vormarsches der Alliierten ihren Rückzug in Richtung Elsass an, seinen letzten Feldpostbrief schrieb Hovorka am 11. 3. 1945 aus dem Raum Koblenz. Kurz darauf geriet er in der Nähe von Rosenheim in US-amerikanische Kriegsgefangenschaft, aus der er bereits am 21. 6. 1945 entlassen wurde.

6 Reichspost, 5.5.1932, S. 8.

7 Hovorka (Hg.): *Zwischenspiel Hitler*, S. 289.

8 Information von Anny Hovorka, 25.10.2018. Zum „Kleinen Blatt“ siehe auch Alexander Potyka: *Das Kleine Blatt. Die Tageszeitung des Roten Wien* (Wien 1989).

9 Hovorka (Hg.): *Zwischenspiel Hitler*, S. 290.

Nach seiner Rückkehr nach Wien trat er, obwohl überzeugter Katholik, der KPÖ bei, aus der er nach internen Konflikten im Jahr 1950 ausgeschlossen wurde. Während dieser Zeit hatte er als Bildungsreferent der KPÖ fungiert und für die „Volksstimme“ gearbeitet. Nach seinem Parteiausschluss versuchte Hovorka, die Herausgabe der „Berichte“ wieder aufzunehmen, scheiterte jedoch. Ab 1955 war er als Chefredakteur für das Organ des Österreichischen Arbeiter- und Angestelltenbund (ÖAAB) „Freiheit“ tätig. Am 23. 12. 1966 starb Nikolaus Hovorka im niederösterreichischen Neunkirchen.

Dass Hovorka – wie einige wenige Andere – direkt aus dem KZ-Mauthausen in die Wehrmacht entlassen wurde, verdankt sich dem Umstand, dass das nationalsozialistische Regime dringend Soldaten benötigte. Für den Vernichtungskrieg, der in Osteuropa geführt wurde, wurde auch auf KZ-Häftlinge zurückgegriffen. Zu diesem Zweck führten Musterungskommissionen der Wehrmacht in verschiedenen Konzentrationslagern Musterungen bzw. Rekrutierungen durch.

Im KZ Mauthausen erfolgten die ersten Musterungen von Häftlingen bereits kurze Zeit nach Kriegsbeginn,¹⁰ im Laufe des Jahres 1940 fanden diese dann regelmäßig statt.¹¹ Die Prozedur lief stets nach folgendem Schema ab: Nachdem das Wehrbezirkskommando Linz bei der Kommandantur Mauthausen um Übersendung von Listen mit Männern angesucht hatte, „die im Frieden den Tauglichkeitsgrad ‚beschränkt tauglich‘ erhalten haben u. im Konzentrationslager Mauthausen untergebracht sind“¹², erstellte die Politische Abteilung Listen von – meist politischen, aber auch als „kriminell“ oder „asozial“ inhaftierten, jedenfalls ausnahmslos reichsdeutschen – Häftlingen, nach Jahrgängen geordnet, die für die Wehrmacht in Frage kamen. Der Leiter der Politischen Abteilung des KZ Mauthausen, Kriminaloberassistent Karl Schulz, übersandte dann die Listen an das Wehrbezirkskommando Linz. Der Leiter des Wehrmeldeamtes Linz 2, Oberstleutnant Alfred Bauer, teilte dann der Lagerleitung einen Termin mit: „Die Durchführung der Musterung der Geb.Jahrgänge 1900 bis einschließlich 1903 wird im Konzentrationslager am 30.8.1940 – 7 Uhr früh erfolgen. Es wird gebeten die notwendigen Vorbereitungen zu treffen.“¹³ Für die Musterungen wurden entsprechende Räumlichkeiten innerhalb des Schutzhaftlagers zur Verfügung gestellt, wo die Häftlinge, nachdem sie für den Wehrpass fotografiert und von einem SS-Arzt untersucht worden waren, von einer Kommission der Wehrmacht gemustert wurden, wie der KZ-Überlebende Erwin Gostner in seinem Erinnerungsbericht „1000 Tage im KZ“ anschaulich beschreibt:

„Vier Offiziere, ein Militärarzt und zwei Schreiber erwarten uns. Auch [Schutzhaftlagerführer Georg] Bachmayer und mehrere SS.-Blockführer sind anwesend. Sie sehen uns

10 Ein Musterungsplan für 253 ehemalige „gediente Soldaten“ und 420 „nichtgediente Männer“ existiert bereits vom August 1939 (vgl. ITS Bad Arolsen I.1.26.1/1312306–1312308).

11 So etwa im Februar, Juni und August 1940 (vgl. Archiv Mauthausen Memorial (AMM) E/19/3).

12 Schreiben des Wehrbezirkskommandos Linz an das Konzentrationslager Mauthausen, 20.5.1940, AMM E/19/3.01-02.

13 Schreiben des Wehrmeldeamtsleiters an die Lagerleitung des Konzentrationslagers Mauthausen, 19.8.1940, AMM E/19/3.05-06.

durchbohrend an. Nackt stehe ich vor dem Arzt in einem Kreis, der mit weißer Kreide auf den Boden gezeichnet ist. Im Ganzen gibt es drei solcher Kreise in diesem Raum. Oh, die SS. hat jeden unserer Schritte genau berechnet; wir kommen den Offizieren gewiß nicht zu nahe! – Der Arzt richtet an mich die Frage, ob mir etwas fehlt. – Ich verneine gern, dafür sorgen schon Bachmayers Blicke! – Im zweiten Kreis werden meine Personalien aufgenommen. Auf die Frage, ob ich kriminell vorbestraft bin, antworte ich mit Nein. Die Frage, die ich nun eigentlich erwarte, warum ich im Konzentrationslager bin, kommt nicht! – Im dritten Kreis taxieren mich die Offiziere, für welche Waffengattung ich geeignet bin. Sie erscheinen irgendwie unangenehm berührt, wahrscheinlich bin ich ihnen zu mager! Schließlich lautet der Befund: Tauglich, Infanterie, Ersatzreserve II.“¹⁴

Das Wehrbezirkskommando Linz übersandte daraufhin die Liste mit den für wehrwürdig und kriegsverwendungsfähig befundenen Häftlingen und einem diesbezüglichen Bericht an die Inspektion der Konzentrationslager (IKL) und bat um die Freigabe der Häftlinge; die IKL setzte sich wiederum mit dem Reichskriminalpolizeiamt in Verbindung, um die Aufhebung der polizeilichen Vorbeugungshaft zu erwirken.¹⁵ Wenn die IKL oder das Reichskriminalpolizeiamt die Freigabe eines Häftlings verweigerte, durfte dieser nicht zur Wehrmacht überstellt werden und musste weiterhin in KZ-Haft verbleiben,¹⁶ auch wenn er – wie etwa im Fall Gostners – bereits einen Wehrmachtspass unterschrieben hatte.¹⁷ Wurde dem Antrag stattgegeben, erhielt der Häftling einen Wehrpass, musste eine Verpflichtungserklärung unterschreiben, über das Erlebte und Gesehene Stillschweigen zu bewahren, und wurde aus dem KZ entlassen.¹⁸

Franz Walk, vormals Sachbearbeiter der Abteilung 2c, schätzte in einer Befragung aus dem Jahr 1959 die Gruppe der aus dem KZ Mauthausen zur Wehrmacht überstellten Häftlinge auf 800 bis 900 Personen.¹⁹

Auf der für den 22. 7. 1942 in der Lagerschreibstube des KZ Mauthausen ausgestellten und vom Häftlingslagerschreiber Josef Leitzinger unterzeichneten Veränderungsmel-

14 Erwin Gostner: 1000 Tage im KZ. Ein Erlebnisbericht aus den Konzentrationslagern Dachau, Mauthausen und Gusen (Innsbruck 1945), S. 104.

15 Vgl. etwa Schreiben des Reichskriminalpolizeiamts an das Konzentrationslager Mauthausen, 11.9.1941, ITS Bad Arolsen 1.1.26.1/1312450–1312452; später wandte sich das Wehrbezirkskommando Linz auch – zumindest in einem Fall – direkt an das Reichskriminalpolizeihauptamt, mit der Bitte die polizeiliche Vorbeugungshaft für die ausgewählten Häftlinge aufzuheben (vgl. Schreiben des Wehrbezirkskommando Linz an das Reichskriminalpolizeihauptamt, 28.4.1943, AMM E/19/3.10-12).

16 So etwa im Fall des Grazer Schutzhäftlings Vinzenz Deutschmann (vgl. Schreiben des Reichspolizeiamtes an das Konzentrationslager Mauthausen, 5.3.1943, ITS Bad Arolsen 1.1.26.1/1312456).

17 „Nach einer Woche flackert die Hoffnung wieder hell empor. Wir müssen die Unterschrift in unserem Wehrpaß leisten. Aber auch damit ändert sich unser Schicksal in keiner Weise. Die Hoffnung auf die Einberufung bleibt ein Traum, sonst nichts. Der graue Alltag des Konzentrationslagers hat uns bald wieder mit all seinen Schrecken erfaßt“ (Gostner: 1000 Tage im KZ, S. 105).

18 Vgl. Hans Maršálek: Geschichte des Konzentrationslagers Mauthausen. Dokumentation (Wien 2006), S. 326.

19 Niederschrift der Zeugenbefragung von Dr. Franz Walk, 5.8.1959, OÖLA – BG-LG Linz, Vr-Akten 1963, Zahl 1169, Schachtel 2247. Ich danke Christian Rabl für den Hinweis.

dung findet sich unter dem Punkt „Abgang: (entlassen)“ der Name Nikolaus Hovorka.²⁰ Auch er musste wohl bei seiner Entlassung aus dem Konzentrationslager Mauthausen einen Revers unterschreiben, der ihn verpflichtete, über die grauenhaften Dinge, die er während der fast viereinhalb Jahre seiner KZ-Haft miterlebt hatte, zu schweigen. Viele dieser Geschehnisse verarbeitete Hovorka später in den Briefen, die er seiner Frau Maria von der Front schrieb. Die Tatsache, dass es Hovorka gelungen war, etliche Briefe aus den Konzentrationslagern Dachau und Mauthausen zu schmuggeln, ist mehr als außergewöhnlich und vor allem seiner Fähigkeit geschuldet, gut mit Menschen aller Klassen und Bildungsschichten umgehen zu können. Die Briefe zeugen oft von der Zerrissenheit ihres Autors, der sich zuerst bei den Tätern anbiedern musste, um im KZ zu überleben, um sich später quasi über Nacht auf deren Seite wiederzufinden.

Dass der Großteil dieses Briefbestandes überliefert ist, stellt eine kleine wissenschaftliche Sensation dar: Im Gegensatz zu den offiziellen, durch die KZ-Postzensur gegangenen Häftlingsbriefen ist aus den illegal herausgeschmuggelten Briefen von Nikolaus Hovorka eine Unmenge an interessanten Details über Lagerleben und -alltag sowie deren Protagonisten herauszulesen. Umso bedeutsamer ist es, dass dieses Material nun auch – wie ursprünglich von Hovorka geplant – in Buchform zugänglich ist. Bernhard Kathan hat sich in jahrelanger, mühevoller Arbeit durch hunderte Briefe gekämpft, sie für ein breites Publikum aufbereitet und kontextualisiert sowie in 50 Kapiteln nach Themen geordnet.

Seit 2015 stand der Autor mit der Forschungsstelle des Mauthausen Memorial in Zusammenhang mit dem Briefbestand von Nikolaus Hovorka in Kontakt; seither gab es einen regen gegenseitigen Informationsaustausch. Zuerst nur als Artikel geplant, schrieb er auf unsere Anregung hin dieses Buch, das wir nun als Band 12 unserer Schriftenreihe „Mauthausen-Studien“ präsentieren dürfen. Wir danken Bernhard Kathan sowie Harald Knill und Peter Sachartschenko von *new academic press* für die gute Zusammenarbeit und wünschen dem Buch die breite LeserInnenschaft, die es sich redlich verdient hat.

Gregor Holzinger

20 Vgl. Veränderungsmeldung für den 22.7.1942, AMM E/18/3.

Zur Erinnerung an
MARUSSJA OMELTSCHENKO
† Gaissin, 17.11.1943

1. ICH SAH NUR NOCH IHRE ARMSELIGEN SCHUHE

Die Erschießung der Marussja Omeltschenko; Nikolaus Hovorka, ein österreichischer Publizist

„Als ich heute Früh zum Gefängnis kam, sah ich schon von weitem ein gewisses Lastauto vor der Tür stehen. Polizisten und Soldaten mit Karabinern dabei, etwa ein halbes Dutzend Mann. Als ich hinkam, fragte mich mein SS-Unterscharführer scherzhaft: ‚Sie kommen wahrscheinlich, um Verbände anzulegen.‘ Und dann weiter: ‚Sie müssen etwas warten.‘ Drinnen im Wagen waren schon einige verfrachtet und lagen lautlos und still wie Leichen. Ich sah nur ihre Schuhsohlen. Gerade wurde einer hinuntergetragen, ein langer, hübscher Kerl, der schrie und weinte. Er wurde hineingebracht und die SS-Männer bemühten sich, ihn zum Schweigen zu bringen, was aber trotz allem nur teilweise gelang. Es war nicht so leicht, alle Gefangenen, die auf der Liste standen, herauszufinden, weil sie sich beim Namensaufruf nicht meldeten und ihre Namen nicht sagten. ‚Der Kerl macht uns noch alle übrigen unruhig‘, hörte ich. Die Soldaten murrten, weil es so lange dauerte. Der Unterscharführer fragte mich, ob ich mitfahren wolle. Ich: ‚Warum führt ihr sie nicht zu Fuß hin?‘ – ‚Es ist viel schneller erledigt‘. Zum Schluss kamen drei Frauen, unter ihnen Marussja Omeltschenko. Sie wandte sich an den Hauptscharführer. Offenbar sagte sie, wie ich ihren Gesten entnahm, sie arbeite doch dort drüben im Lazarett. Er schwankte einen Augenblick, vielleicht würde sie zurückkehren. Nein, heute würde sie woanders arbeiten. Sie stieg als erste Frau hinauf, musste sich über die anderen legen. Ich sah nur noch ihre armseligen Schuhe und die ausgewaschenen Wollstrümpfe. Ich war zur Seite getreten. Sie hatte mich glücklicherweise nicht gesehen. ‚Sind es jetzt alle?‘ Die Rückwand wurde hochgeklappt. Die Bewaffneten stiegen auf und setzten sich auf den Rand und das Lastauto fuhr los. Ich hatte vorher noch den Unterscharführer auf den Rücken getippt und gefragt, welche Gefangenen ich denn mitnehmen könne. Als ich zu Block II des Lazarets ging, begegnete ich dem leeren Lastauto. Es war vorüber. Die lebten trotzdem.“¹

An Marussja Omeltschenko gäbe es wohl keine Erinnerung, hätte der Sanitätsobergefreite Nikolaus Hovorka nicht über sie in seinen Feldpostbriefen geschrieben. Marussja war 25 Jahre alt, als sie mit anderen am 17. 11. 1943 in Gaissin erschossen wurde, einzig deshalb, weil sie für den SD als politisch verdächtig galt. Wie so oft in seiner Zeit bei der Wehrmacht wurde Hovorka auch hier von seiner eigenen Geschichte eingeholt, war er doch selbst lange Gefangener, selbst davon bedroht, etwa „auf der Flucht“ erschossen zu werden.

Nur wenige Tage nach dem „Anschluss“ wurde Hovorka, er war Herausgeber der im Reinhold-Verlag erschienenen Schriftenreihe BERICHTE ZUR KULTUR- UND ZEITGE-

1 Hovorka an Maria Hovorka, 17.11.1943 (Feldpost).

SCHICHTE, verhaftet und in der Folge nach Dachau deportiert. Zum Verhängnis wurde ihm nicht zuletzt das 1932 erschienene Buch „Zwischenspiel Hitler“, welches wie andere Schriften der Reihe einen politischen Katholizismus vertrat und den Nationalsozialismus vehement ablehnte.

Die BERICHTE, die erste Nummer erschien 1927, waren ursprünglich ein Gemeinschaftsprojekt von Hovorka und Viktor Matejka². Während sich Matejka das Konzept des Periodikums, nämlich zu gesellschaftsrelevanten Fragen einen Überblick über aktuelle Diskussionen zu geben, verdankte, brachte Hovorka das von seinem Vater zur Verfügung gestellte Geld ein. Die BERICHTE sind als eine Art Presseschau zu sehen, in der sich längere oder kürzere Zitate aus Zeitschriften und aktuellen Büchern zu ausgewählten Themen zusammengestellt finden. Die Hefte wurden durch folgende Rubriken strukturiert: POLITISCHER DIENST, KULTURELLER DIENST, WIRTSCHAFTSDIENST, ZEITSCHRIFTENDIENST, BÜCHERDIENST, FILMDIENST. Diese Rubriken wurden jedoch nie streng eingehalten. Die Zitate wurden zumeist kommentarlos wiedergegeben. Sie kommentierten sich vor allem durch die Nachbarschaft, in die sie gestellt wurden. Texte jüdischer Autoren finden sich neben prominenten Antisemiten abgedruckt, linke Autoren neben Vertretern des katholisch-reaktionären Lagers. In den BERICHTEN sollten „die zerstreuten Stimmen gesammelt, Ruf und Echo einander gegenübergestellt und [...] eine Polyphonie der Meinungen wiedergegeben werden, die, mag sie zuzeiten noch so disharmonisch und misstönend klingen, immer wieder zurückkommen wird auf das Leitmotiv: ‚Haben wir nicht alle einen Vater, hat nicht e i n Gott uns erschaffen?‘ (Mal. 2,10.)“³

Die BERICHTE richteten sich an gebildete Leser, was allein der Umstand deutlich macht, dass Stellen in französischer, englischer oder lateinischer Sprache zumeist nicht übersetzt wurden. Der „zeit- und zielbewusste Leser“ sollte sich rasch einen Überblick verschaffen können. Als wichtige Form des Kommentars sind die den Zitaten vorangestellten Stichworte oder die Kopfzeilen zu betrachten: „Aszese und Sex appeal“, „Denk an Hugo Ball!“, „Hitler anno 1232“ oder, auf Alfred Rosenberg bezogen, „Der blonde Prophet“. Ähnliches gilt auch für die Zeichensetzung in den zitierten Textstellen: „*Kursivdruck* weist stets darauf hin, dass der Text von der Redaktion (oder einem Referenten) stammt. *S p e r r u n g e n* und Titel im Text stets von der Schriftleitung. Zwei Punkte (..) deuten Kürzungen an. Für die Richtigkeit der Angaben über die weltanschauliche und politische Einstellung der angeführten Druckschriften kann keine unbedingte Gewähr

2 Viktor Matejka, geb. am 4.12.1901 in Korneuburg, gest. am 2.4.1993 in Wien, war ein österreichischer Politiker und Publizist. Als ursprünglich den Christlichsozialen nahestehender Volksbildner wurde er vom austrofaschistischen Regime aufgrund seiner liberalen Haltung gegenüber den Sozialdemokraten in seiner Position als Obmann der Volkshochschule Ottakring abgesetzt. Unmittelbar nach dem „Anschluss“ wurde er verhaftet und mit dem sog. Prominententransport nach Dachau deportiert. Er überlebte die Konzentrationslager Dachau und Flossenbürg und wurde, nunmehr als KPÖ-Mitglied, erster Kulturstadtrat des befreiten Wiens. Er verfasste zahlreiche Bücher und Schriften. Zu seiner Biografie siehe Franz Richard Reiter (Hg.): Wer war Viktor Matejka? Dokumente – Berichte – Analysen (Wien 1994).

3 In den frühen Ausgaben dem redaktionellen Teil vorangestellt.

geboten werden. Es bedeutet: k = katholisch, e = evangelisch, n = nationalistisch, ns = nationalsozialistisch, j = jüdisch, l = liberal (‚bürgerlich-demokratisch‘), s = sozialistisch (ohne Rücksicht auf Parteibekennnis), sd = sozialdemokratisch, ko = kommunistisch, ag = für Arbeitgeber bestimmt, an = für Arbeitnehmer bestimmt, f = Fachblatt.“⁴ Unabhängig von Blattlinie und Inhalten besticht die formale Gestaltung, das graphische Spiel mit Überschriften, Kopfzeilen und Zeichensetzung: für die damalige Zeit ein innovatives Format.

Ein Naheverhältnis zum Ständestaat bzw. zum austrofaschistischen Regime ist nicht zu übersehen. Das machen bereits Geleitworte von Engelbert Dollfuß, Kurt Schuschnigg oder Kardinal Theodor Innitzer deutlich. Innerhalb des konservativ-reaktionären Lagers sind die BERICHTE jenen zuzuordnen, die um einen Ausgleich mit der Arbeiterschaft bemüht waren, ohne jedoch den Ständestaat grundsätzlich in Frage zu stellen. In seinen späten Jahren warf Viktor Matejka Hovorka vor, die BERICHTE völlig in den Dienst des Ständestaates gestellt zu haben. Deshalb habe er sich 1934 nach der Niederschlagung des Februaraufstandes von Hovorka getrennt. Allerdings wird Matejka noch 1936 als Mit-herausgeber angeführt. Nach seinem Ausscheiden, er wurde wie Hovorka 1938 nach Dachau deportiert, nahm Otto Maria Karpfen dessen Stelle ein. Er ist unter dem Pseudonym Otto Maria Fidelis angeführt.

Die BERICHTE erreichten bis zum Mai 1933 mitunter eine Druckauflage von 10.000 Exemplaren. Nach der „Machtergreifung“ 1933 wurden die BERICHTE in Deutschland verboten. Dies brachte den Verlag in finanzielle Schwierigkeiten. Die BERICHTE erschienen zwar weiterhin, aber in der Folge arbeitete Hovorka als innenpolitischer Redakteur für die den Christlichsozialen nahestehende REICHSPPOST und wurde Chefredakteur des vom Ständestaat beschlagnahmten, ehemals sozialdemokratischen KLEINEN BLATTES.

Hovorka betrachtete „Zwischenspiel Hitler“ als ursächlich für seine Verhaftung und Internierung. Tatsächlich zieht sich die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus auch in den folgenden Jahren durch die BERICHTE. Diese konnte durchaus polemisch geführt werden, was folgendes Beispiel deutlich macht. In der Juni-Ausgabe 1936 finden sich unter der Rubrik POLITISCHER DIENST kommentierte Textstellen aus John Gunthers in Deutschland verbotenem Buch „Inside Europe“. Gunther interessierte sich insbesondere für das Personal des Faschismus, wozu er auch den Bolschewismus zählte. Vorangestellt: „Die Bewegung, in die alle Dinge in Europa geraten sind, ist so vielfältig und so unübersichtlich, dass sie sich für uns Nabsichtige in Atome aufzulösen droht, die uns über die Bewegungsrichtung keinen Aufschluss mehr zu geben vermögen. Es ist darum nützlich, diese allgemeine Bewegung mit den Augen eines Beobachters zu sehen, der aus der Ferne, vom anderen Ufer, herüberschaut. Ihm verschwimmen manche Einzelkonturen und er sieht manches Detail unrichtig. Aber er sieht, was uns leicht entgeht: die gemeinsamen Züge und das leider nahe Ziel. Solchen Dienst leistet uns ein amerika-

4 BERICHTE, XIII./XIV. Band, Nr. 317–319 (1937).

nischer Journalist, John Gunther, gegenwärtig Londoner Korrespondent der Chicago Daily News.“⁵

Aus dem erwähnten Buch finden sich auf Hitler bezogene Zitate zu folgenden Stichworten: Der Asket, Berchtesgaden, Freunde, Frauen, Geld, Religion, Hitler und die Juden, Hitlers Psychologie, Weimars Ende, der Reichstagsbrand, der 30. Juni, Hitlers Leute. Unter der Kopfzeile „Deutschlands eiserne Jungfrau“ ist etwa zu lesen: „In Hitlers Leben spielen Frauen keine Rolle. Es gibt keine Frauengeschichten um ihn, und alles, was man von einer reichen Amerikanerin oder von einer bekannten deutschen Filmschauspielerin geschwätzt hat, ist Fabel. Wahrscheinlich hat Hitler niemals mit einer Frau zu tun gehabt. Aber auch homosexuell ist er nicht. Eine Armee von Journalisten und Detektiven war seinerzeit hinter ihm her, um ihn bei irgendeiner homosexuellen Geschichte zu erwischen. Aber niemals hatten sie Erfolg. Und so sind die meisten Beobachter in dem Glauben einig, dass Hitler, der deutsche Führer und Reichskanzler, eine Jungfrau ist.“⁶ Unter der Kopfzeile „General Lohengrin“: Görings „Hochzeit mit Emmy Sonnemann, der massiven Heroine des Berliner staatlichen Schauspielhauses, war ein Fest im Stile der römischen Cäsaren. Am selben Tage wurden Epstein und Ziegler, die angeblichen Mörder Horst Wessels, hingerichtet, und manche Nazi fanden in diesem Blutopfer einen Fruchtbarkeitsritus für die eben geschlossene Ehe. Göring ist kein Vegetarianer wie Hitler, sondern ein grausamer Fleischfresser. Seine Liebe für Uniformen geht so weit, dass er zur Eröffnung einer Badeanstalt in Admiralsuniform erscheint. Hitler soll einmal, bei einer Opernaufführung eingeschlummert, ihn mit dem glanzvoll gerüsteten Lohengrin verwechselt haben.“⁷ Verständlicherweise zog sich Hovorka als Herausgeber der BERICHTE den Zorn der Nationalsozialisten zu.

Im Herbst 1939 wurde er von Dachau in das KZ Mauthausen überstellt, wo er bis zum 22.7.1942 interniert blieb. Nach seiner Entlassung wurde er direkt nach Eisenstadt zur Grundausbildung überstellt. Während dieser Zeit heiratete er die um elf Jahre jüngere Maria Letfuhs, mit der er sich Tage vor seiner Verhaftung verlobt hatte.⁸ Von November 1942 bis Anfang Januar 1944 war er in der Ukraine stationiert, diente dort zuerst als Kurrier, wurde aber schließlich auf intensives eigenes Betreiben im Frühjahr 1943 zur Sanität abgestellt, wo er vor allem als Laborant tätig war. Diese Funktion behielt er auch bei, als seine Einheit im März 1944 in das französische Lons-le-Saunier verlegt wurde. Die letzten Kriegsmonate sind nicht dokumentiert. Er geriet in amerikanische Kriegsgefangenschaft, aus der er am 21.6.1945 entlassen wurde.

Dass Hovorkas Feldpostbriefe erhalten geblieben sind, ist aus mehreren Gründen als Glücksfall zu betrachten. Schließlich schreibt hier jemand, der mehr als vier Jahre in den Konzentrationslagern Dachau und Mauthausen interniert war, ehe er zur Wehrmacht

5 BERICHTE, XIII. Band, Nr. 299–301 (1936), S. 326.

6 Ebd. S. 328.

7 Ebd. S. 332.

8 Maria Hovorka (geb. Letfuhs), geb. 17.9.1912 in Wien, gest. am 23.7.2003 in Wien, Eheschließung mit Nikolaus Hovorka am 27.7.1942 in Eisenstadt. Stenotypistin und Sekretärin, später Hausfrau.



Nikolaus Hovorka, um 1936.

kam. Zwangsläufig reflektiert er den Krieg vor dem Hintergrund eben dieser Erfahrungen. Dachau und Mauthausen bilden unübersehbar den Referenzrahmen seiner Wahrnehmungen und seines Handelns. Da wie dort hatte er es mit Gewalt zu tun, da wie dort befand er sich in einem sprachlosen Umfeld, da wie dort wurden ihm Dinge abverlangt, die nicht die seinen waren, da wie dort wusste er nicht, ob er überleben würde. Mochte Hovorka auch sensibler, verletzlicher als andere gewesen sein, aber all die Konflikte, die er während des Krieges dokumentierte, erlebten auch viele andere aus politischen Gründen Internierte, die aus Konzentrationslagern in die Wehrmacht entlassen wurden.

Und obwohl die wenigsten der vielen Bezüge auf Dachau und Mauthausen genauer ausgeführt sind, so geben sie doch in vielerlei Hinsicht Aufschluss. Hovorka zählte in Mauthausen zu den „Privilegierten“, bewegte sich also in der sogenannten Grauzone. Er war im SS-Revier beschäftigt, massierte die höheren SS-Führer, hatte unmittelbar mit übelsten Figuren wie Aribert Heim zu tun. Wie andere wurde er zwangsläufig zu einem Mitakteur im Vernichtungsprogramm. Während seiner Wehrmachtszeit hatte er wieder SS-Angehörige als Vorgesetzte. Aus den Beschreibungen seines Umgangs mit ihnen lässt sich auf Strategien schließen, die ihm in Mauthausen zu überleben halfen. Wer so lange wie Hovorka in einem Konzentrationslager interniert war, war in einem gewissen Sinn SS-sozialisiert, mochte er Ziele und Haltungen der SS auch keineswegs teilen. Wie andere politische Häftlinge, die in die Wehrmacht entlassen wurden, hatte auch er zum Zeitpunkt seiner Entlassung bereits seine Loyalität unter Beweis gestellt. Das macht verständlich, warum er nie desertiert ist.

Als Hovorka seine Briefe schrieb, gab es zu Konzentrationslagern noch kein allgemeines Narrativ. Nicht durch Informationen aus dritter Hand gebrochen oder in eine distanzierte nachträgliche Ordnung gebracht, lesen sie sich denn auch oft irritierend. Das gilt auch für Hovorkas umfangreichen KZ-Briefwechsel, der mit etlichen aus Mauthausen

geschmuggelten Briefen zum größten Teil erhalten geblieben ist und für das Verständnis seiner Feldpostbriefe entscheidend war. Mag das erhalten gebliebene Briefmaterial noch so umfangreich sein, viele entscheidende Erfahrungen werden nicht erwähnt, schon gar nicht ausführlich beschrieben. Aber vielleicht kann man sich dem Unbeschreiblichen ohnehin nur über Leerstellen annähern, oder von den Rändern her.

2. BIST DU BEREIT, MEINE BRIEFE INS REINE ZU SCHREIBEN?

Briefe an Maria

Hovorka schrieb in den drei Jahren, in denen er bei der Wehrmacht war, über dreihundert zumeist sehr lange Briefe an seine Frau Maria. Er muss nahezu täglich geschrieben haben. Ursprünglich dachte er daran, Material für ein Buch zu sammeln. Maria sollte seine in Kurzschrift verfassten Briefe abtippen: „Bist Du bereit, meine Briefe ins Reine zu schreiben? Du müsstest sie allerdings, Wort für Wort rein schreiben und es ganz mir selbst überlassen, was und in welcher Form ich sie einmal verwerte. Oft sind es harmlose Meinungen und nebensächliche Redewendungen, an denen aber wichtige Erinnerungen haften, die mein Gedächtnis dann aus einem bestimmten Zusammenhang wieder hervorbringen [wird].“⁹ Hovorka dachte an eine Zusammenarbeit, ließ aber an der Aufgabenteilung keinen Zweifel: „So mache es bitte mit einem Durchschlag und vollständig [...] Schreibst Du aber das Tagebuch jetzt nicht, sondern verschiebst es von Tag zu Tag oder auf bessere Zeiten, dann wirst du nie mehr dazu kommen.“¹⁰ / „Von großem Vorteil [wäre], wenn ich aufgrund Deiner Reinschrift einmal in die Lage versetzt wäre, in großer Schnelligkeit ein druckfertiges Manuskript herzustellen. Und vor allem: wir würden, wenn Du diese Aufgabe übernimmst, wieder zur alt geliebten Form der Zusammenarbeit zurückkehren, die nicht gerade den kleinsten Anteil [daran] hatte, dass wir uns gefunden haben.“¹¹ / „Eine Bitte, bzw. ein Vorschlag: wenn Du meinen Brief liest und Du stößt auf einen Namen, so mache Dir am Ende ein kleines Zeichen und dann schreibe den Namen in ein alphabetisches Verzeichnis und dazu die Nummer und Seitenzahl. Das kann später einmal sehr wichtig sein, wenn man es aber auf einmal machen soll, dann reicht die Zeit nicht aus. Es kann unter Umständen schon für die nächste Zukunft von Wichtigkeit sein.“¹²

Maria scheint keine gute Mitarbeiterin gewesen zu sein, weshalb Hovorka immer wieder mit Tadel reagiert: „Ich habe Dich wiederholt, vor geraumer Zeit ausdrücklich in einem Brief gebeten, mir von den Zeitungen ein Exemplar des von Dir abonnierten Neuen Wiener Tagblatts sorgfältig aufzuheben. Ich fürchte sehr, dass Du diese, meine Bitte nicht erfüllt hast. Ich habe Dich auch gebeten, mein ‚Kriegstagebuch‘ rein zu schreiben: eine wie ich jetzt einsehe, unerfüllbare Zumutung und außerdem überflüssig. Denn es sind nichts als Briefe, in denen ungeordnet das steht, was mich eben bewegt und nur in Gedanken an Dich niedergeschrieben ist. Diese Briefe könnten einmal gewiss die Unterlage für ein Kriegstagebuch ergeben. Sie sind in deutscher Kurzschrift geschrieben und

9 Hovorka an Maria Hovorka, 11.10.1943 (Feldpost).

10 Hovorka an Maria Hovorka, 22.12.1942 (Feldpost).

11 Hovorka an Maria Hovorka, 11.10.1943 (Feldpost).

12 Hovorka an Maria Hovorka, 25.7.1944 (Feldpost).

ich habe mir vorgenommen, auf keinen Fall mehr ein anderes System zu erlernen, sodass das Geschriebene in späterer Zeit optisch lesbar bleibt. Es ist gewiss schon viel getan, wenn Du diese Briefe aufhebst, ordnest und sichtbar dieses oder jenes schwer Lesbare korrigierst, allenfalls wenn Du auch Deine eigenen Notizen beim Lesen dazu machst. – Anders steht es mit den Zeitungen. Habe ich meine Bibliothek und das so überaus wertvolle unersetzliche Archiv verloren, so möchte ich doch einen kleinen Ersatz dafür haben, dass ich über so bewegte Tage und Ereignisse der Gegenwart eine Zeitung vollständig und lückenlos über einen größeren Zeitraum in Besitz habe. Du kannst schließlich, um Nutzpapier zu gewinnen, die letzten Seiten mit den kleinen Anzeigen usw. fortreißen; das Paket wird dadurch kleiner. Allerdings sind auch diese Anzeigen unter Umständen von Interesse. Außerdem werden die Zeitungen dadurch schwerer in Ordnung zu halten, wenn sie so zerrissen sind. Das kann man dadurch ausgleichen, dass man sie monatsweise zusammenheftet: drei Löcher im weißen Rand, einen Faden durchgezogen, nachdem man mit einem ebenfalls durchlöcherten Papierstreifen oben und unten den Monatsband etwas verstärkt hat. Darum würde ich Dich noch dringend bitten: dass Du mir mit dem Aufbewahren dieser Zeitungen einen kleinen und überaus wertvollen Ersatz für mein verlorenes Material schaffst. Wenn ein Bombentreffer kommt und das ganze Haus zerstört, dann wäre das natürlich auch eine überflüssige Mühe. Aber wäre dann nicht alles überflüssig?¹³ Das verlorene Material bezieht sich auf das Verlagsarchiv. Dieses wurde nach seiner Verhaftung von den Nationalsozialisten geplündert.

Hovorka kam aus einem Haus mit vielerlei Personal. Von Kindheit an war er es gewohnt gewesen, dass ihm dienstbare Geister zur Verfügung standen. Später hatte Maria deren Stelle einzunehmen. Die beiden kannten sich aus dem Reinhold-Verlag. Maria hatte sich 1928 um eine Stelle beworben und war nach der Beantwortung einiger Testfragen unter etwa zweihundert Bewerberinnen ausgewählt worden. Zunächst war sie Sekretärin, Mitarbeiterin, Vertraute, später Lebensgefährtin, Hausfrau, Mutter, Stenotypistin für seine Manuskripte und Vorträge, also Mädchen für alles. Maria zögerte nach seiner Entlassung aus Mauthausen, bevor sie sich entschloss, Hovorka zu heiraten. Da sie aus einfachsten Verhältnissen kam, fühlte sie sich ihm nicht ebenbürtig. Maria hatte bereits während der Zeit seiner Internierung Zweifel am gegebenen Eheversprechen: „Ich will [...] Dir nur erklären, dass ich alle Deine Bitten, soweit es in meinen Kräften steht, erfüllen werde; froh wäre ich allerdings, wenn ich die letzte Konsequenz nicht zu ziehen bräuchte, es wäre besser für Dich und mich. Ich will ein freies Leben führen können, nicht ständig von dem Wort ‚Schuld‘ verfolgt werden!“¹⁴ Maria fürchtete, die in sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllen zu können, habe sie doch nichts gelernt und bringe keine andere Mitgift mit als das Wissen, dass über allem die Pflicht stehe und dass man ihr Opfer bringen müsse. Während der langen Zeit seiner Internierung waren sie sich auch

13 Hovorka an Maria Hovorka, 31.1.1944 (Feldpost).

14 Maria Letfuhs an Hovorka, 28.6.1940 (KZ-Briefwechsel).

fremd geworden. In einem der Briefe an Hovorkas Schwester Annie¹⁵ spricht Maria dies an: „Weißt Du, ich habe manchmal Angst -- und darf Dir dies doch sagen -- , weil ich ja in Zukunft nicht mehr so werde für ihn arbeiten können wie in den vergangenen Jahren unseres Beisammenseins und fürchte, dass dadurch ganz ohne seine Schuld Entfremdung entsteht. Und oft glaube ich, dass er mich ganz anders sieht, als ich wirklich bin. Die Wirklichkeit wird dann allzu nüchtern sein. So vergleicht er z.B. [...] meine Hände mit den Flügeln einer weißen Taube. Es ist nur gut, dass ich über solche Sachen lachen kann. Meine Hände sind alles eher als weiß, sodass ich oft gefragt werde, wieso ich so rote Hände habe. Ich nehme aber an, dass dieser Vergleich von ihm nur sinnbildlich gemeint war. Verzeih, wenn ich solchen Unsinn schreibe, ich weiß, wie gleichgültig das alles ist.“¹⁶



Maria Letfuhs, 1932

Hinzu kamen trotz aller Idealisierungen seinerseits kränkendste Erfahrungen, hatte doch Hovorka nach seiner Verhaftung seine langjährige Lebensgefährtin Lotte Reinhold¹⁷ mit allen wichtigen Entscheidungen, die ihn betrafen, betraut: „Lotte ist das Familienoberhaupt: was sie entscheidet und tut, entspricht restlos meinem Willen und geschieht nicht unter ihrer, sondern ausschließlich unter meiner Verantwortung.“¹⁸ Lotte Reinhold, Gynäkologin, war nicht nur mit ihrer Familie Namensgeberin für den Reinhold-Verlag, sondern hat als Teilhaberin finanziell maßgeblich zum Bestand des Verlags

15 Annie Hovorka, geb. 26.7.1905 in Wien, gest. am 18.7.1954 in Neunkirchen. Lehrerin in Neunkirchen, später Wartmannstetten.

16 Maria Letfuhs an Annie Hovorka, 7.2.1941.

17 Lotte (Dr. Charlotte) Reinhold, geb. etwa 1901–1903, gest. 1977 in Wien.

18 Hovorka an Maria Letfuhs, 5.6.1938 (KZ-Briefwechsel).

beigetragen. Die beiden trennten sich, da sich Lotte für den Arztberuf entschied, statt sich dem Reinhold-Verlag zu widmen. Trotzdem blieb Lotte für ihn während der Zeit seiner Internierung, als er bereits mit Maria verlobt war, eine wichtige, in mancherlei Hinsicht die wichtigste Bezugsperson. Um Schulden abzutragen, musste die Villa von Hovorkas Eltern in Gugging verkauft werden. Es liefen auch mehrere Rechtsstreitigkeiten. Die Entscheidungen in all diesen Fragen überließ er Lotte. Während er sie in seinen KZ-Briefen, die jeweils gemeinsam an die Angehörigen gerichtet waren, mit geradezu schwärmerischen Worten ansprechen konnte, widmete er Maria manchmal nur wenige Zeilen: „Mit zärtlicher Sehnsucht, meine liebe Lotte, denke ich an Dich: wie gern, mein Fidelio, möchte ich Dir helfen, Deine Sorgen zu tragen! – Du kennst, meine Maria, jeden meiner Schritte, jede Handlung, ja jeden Gedanken, jedes Gefühl, ehe es noch Worte fand: darum weißt Du von mir auch alles, ohne dass ich den knappen Raum in Anspruch nehme.“¹⁹

Um Abstand zu gewinnen, nahm Maria im Herbst 1940 eine Stelle als Stenotypistin im Personalamt des Generalgouvernements, einer zweifellos wichtigen Behörde im NS-Herrschaftsapparat, in Krakau an. Hovorka gegenüber verschwieg sie dies. Sie weigerte sich, als er durch Lotte von ihrem Wechsel nach Krakau erfuhr, den Namen der „Firma“ zu nennen oder ihm ihre Adresse mitzuteilen, verständlich, empfahl es sich doch nicht, im Personalamt des Generalgouvernements Briefe zu erhalten, deren Absender ein Naheverhältnis mit einem KZ-Häftling angedeutet hätte. Warum sich Maria, die auch andere Angebote hatte, ausgerechnet um diese Stelle beworben hat, ist dem vorhandenen Material nicht zu entnehmen. In einem ihrer Briefe schreibt sie, Hovorka von dort aus besser dienlich sein zu können. Tatsächlich hat sie, um seine Freilassung bemüht, bei ihren Vorgesetzten bei Gestapo-Stellen ihre Anstellung im Personalamt ins Spiel gebracht. In einem Brief an Annie aus dem November 1941 schreibt sie, ihr „Chef“, namentlich erwähnt sie ihn nicht, habe ihr versprochen, in Berlin, also im Geheimen Staatspolizeiamt, mit dem für Hovorka zuständigen Referenten zu sprechen.²⁰ Bedauerlicherweise sind nur wenige Briefe, die sie Hovorka während seiner Wehrmachtszeit schrieb, erhalten geblieben.

Die Absicht, seine Kriegserfahrungen literarisch zu verarbeiten, dürfte Hovorka bereits früh verworfen haben, zumal eine Aufnahme in die Reichsschrifttums-Kammer ausgeschlossen war: „[...] ich schreibe die Briefe allein für Dich! Und für niemand anderen und keinen anderen Zweck. Ich glaube, dass wir uns durch diese Briefe über die Zeit hinweghelfen können, da wir so grausam weit von einander getrennt sind. Das schließt aber auch nicht aus, dass mir daran liegt, dass Du die Briefe, wenn sie ihre Aufgabe, Dir meine Grüße und Gedanken zu bringen, erfüllt haben, aufhebst und sorgfältig aufbewahrst, um dann zu einem späteren Zeitpunkt, wenn die Tragödie von heute vorüber ist und die blutigen Vorhänge ganz gefallen sein werden, zu diesem Zeitpunkt, wenn es gelten wird, Re-

19 Hovorka an die Angehörigen, 26.2.1939 (KZ-Briefwechsel).

20 Vgl. Maria Letfuhs an Annie Hovorka, 27.11.1941.

chenschaft zu geben über das Geschehene, dann werden wir anhand dieser Briefe die langen Jahre und ihre tausend Leiden wieder ins Gedächtnis zurückrufen können, uns erinnern an manches, was in diesen Briefen gar nicht stand, weil es unmöglich war, gerade das aufzuzeichnen, was vielleicht für diesen späteren Bericht am wichtigsten war.²¹ Wohl sei es ihm eine gewisse Erleichterung, ihr all das zu schreiben, was seine Augen, seinen Verstand, sein Herz beleidige. Gerne würde er darauf verzichten: „Aber es geht mir darum, die Wahrheit festzuhalten, wenn einmal die Frage nach der großen Schuld gestellt und beantwortet werden wird.“²²

Mochte Maria ihren Mann, was seine in sie gesetzten Erwartungen als Sekretärin betrifft, auch enttäuscht haben, so sind seine Briefe doch als Liebesbriefe zu lesen: „Lache nicht zu sehr über mich, dass ich so verrückt auf Deine Briefe bin. Sie sind mein Trost, sie sind der kostbarste Schatz, den ich habe, sie sind die einzige greifbare Verbindung, die ich mit Dir habe.“²³ / „Deine lieben Briefe [lese ich] mit solcher Andacht und Sorgfalt, wie ich im Herbst 39 in Mauthausen das kleine Scheibchen Brot aß, mit dem ich den ganzen Tag auskommen musste und der Hunger war sehr groß. Fast jedes einzelne Wort, jeden einzelnen Buchstaben nehme ich mir vor, den Deine Finger für mich hingetippt haben. Ich spreche mir Deine Sätze halblaut vor und versuche ihre Melodie zu entdecken und den Klang Deiner süßen Stimme mit dem inneren Ohr zu vernehmen. Jetzt sind schon wieder zwei Tage vergangen, aber Brief habe ich keinen mehr erhalten. So hoffe ich denn auf morgen.“²⁴ / „Du hast letzthin öfters davon gesprochen und geschrieben, meine Briefe seien schön, sie wären die Grundlage für einen Roman. Das nimmt mir jetzt etwas von der Unbefangenheit. Wenn ich Dir bisher schrieb, habe ich mir nie gedacht, so und so will ich schreiben, diesen und jenen Eindruck will ich machen. Ich habe einfach und in höchster Eile das geschrieben, was ich mir den ganzen Tag vorsagte, was mir aus dem bedrängten oder übervollen Herzen floss. Jetzt muss ich immer denken, Du stellst Dir vor, ich überlege oder entwerfe mir die Briefe. [...] Unsere Briefe sind doch für uns etwas so überaus Wichtiges, Notwendiges, Kostbares. Wenn ich Dir nicht schreiben könnte, wenn ich nicht hoffen könnte, von Dir Geschriebenes zu erhalten, wie entsetzlich wäre dann die Trennung! Unsere Gemeinsamkeit ist wesentlich auf dem Briefwechsel aufgebaut. Ist es nicht merkwürdig, Maria, dass auf diese Weise, ohne dass wir es wollen, geschweige denn wünschen, unsere Ehe beginnt, geradezu etwas Literarisches an sich zu haben? Aber das ist doch alles nicht gewollt, nicht von Dir und nicht von mir. Nur, da wir gezwungen sind, was sonst die liebe Berührung der Hände, ein zartes hingeflüstertes Wort, ein tiefer Blick in die Augen des anderen klar macht und in Fülle mitteilt, erst in geschriebenes Wort zu setzen, in Schriftzeichen auszudrücken. Es besteht die Gefahr, dass auf die Dauer unsere Beziehung dadurch an Unbefangenheit verliert (aber das muss ja keinesfalls sein), aber es birgt den Wert in sich, dass das Auf und Ab unserer Gefühle

21 Hovorka an Maria Hovorka, 23.7.1944 (Feldpost).

22 Hovorka an Maria Hovorka, 29.1.1943 (Feldpost).

23 Hovorka an Maria Hovorka, 10.9.1943 (Feldpost).

24 Hovorka an Maria Hovorka, 21./22.10.1943 (Feldpost).

nicht ein formales Wogen bleibt, sondern Gestalt und Form gewinnt und zum bewussten Leben und Erleben Anlass gibt.“²⁵ Aber jeder Brief könne der letzte sein. Er habe sich vorgenommen, um dem Brief das richtige Gewicht zu geben, das immer zu bedenken, wenn er ihr schreibe: „Und da schreibe ich Dir nun immer wieder von den kleinen Misere[n] des Tages.“²⁶

Der letzte seiner Feldpostbriefe ist auf den 11. 3. 1945 datiert. Hovorka befand sich damals im Raum Koblenz. In der Umgebung seien fast alle Rheinbrücken gesprengt. Möglicherweise werde er in Gefangenschaft kommen. Seine Stimmung sei tief unter Null. Maria im Juni 1945: „Ich selbst kann es kaum erwarten, dass er kommt, und gar nicht einmal in erster Linie so der Puppe²⁷ und meiner wegen, als vielmehr seiner wegen. Soviel hat er gekämpft und geopfert gegen den Nazismus schon vor 1938, dann die 7 schrecklichen Jahre, während der für ihn wie ich seinen Briefen entnahm, der preußische Militarismus fast eine größere Hölle bedeutete als das vorhergegangene Konzentrationslager – und jetzt ist es soweit, jetzt ist diese Schreckensherrschaft endlich beseitigt, jetzt ist er nicht da.“²⁸

25 Hovorka an Maria Hovorka, 12.10.1942 (Feldpost).

26 Hovorka an Maria Hovorka, 26.10.1943 (Feldpost).

27 Hovorkas Tochter Anny, damals zwei Jahre alt.

28 Maria Hovorka an Annie Hovorka, 18.6.1945.